

Der Sonderbundskrieg

Autor(en): **Bonjour, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **27 (1947-1948)**

Heft 8

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER SONDERBUNDSKRIEG

VON EDGAR BONJOUR

Als es gegen Ende Oktober 1847 in der erregten Eidgenossenschaft zwischen den Sonderbundsständen und den liberal-radikalen Kantonen auf Biegen oder Brechen stand und alle friedlichen Mittel erschöpft schienen, beschloß die Tagsatzung mit $12\frac{1}{2}$ Stimmenmehrheit, bis zu 50 000 Mann Truppen aufzubieten, sie dem Befehl des Oberkommandanten zu unterstellen und ihm während des Aufgebotes den Titel eines Generals zu geben. Damit stand der Mann an der Spitze der Tagsatzungsarmee, von dessen Persönlichkeit für die Führung und den Ausgang des schweizerischen Bürgerkrieges so unendlich viel abhängen sollte. Schon am 21. Oktober war Dufour auf Vorschlag einer eigens hierzu gebildeten Dreierkommission mit elf Stimmen bestätigt worden — eines der entscheidungsvollsten Ereignisse dieser Zeit und überhaupt die wichtigste Wahl, welche die Tagsatzung vorgenommen hat. Denn es läßt sich nicht absehen, welche Form ein Krieg gegen den Sonderbund angenommen hätte, wenn er von Ulrich Ochsenbein, dessen Ehrgeiz nach dem Generalat stand, angeführt worden wäre. Jedenfalls ist durch die Ernennung Dufours ein Vergeltungsfeldzug vermieden worden. In dieser Wahl zeigt sich, mit welcher politischen Intelligenz der Radikalismus in wirklich entscheidenden Angelegenheiten vorzugehen fähig war. Einen gemäßigten Konservativen von überragender militärischer Begabung an die Spitze der Exekutionsarmee zu stellen, das war ein politisches Meisterstück. Dufour verlieh durch seine Übernahme des Oberkommandos den kriegerischen Rüstungen der Tagsatzung in den Augen des In- und Auslandes eidgenössische Gesetzlichkeit und brachte damit das Gerede über wiedererwaches Freischärlertum zum Schweigen. Angesehene Offiziere konservativer Gesinnung folgten seinem Beispiel und reihten sich in das eidgenössische Heer ein. Der General galt als so sehr dem Krieg abgeneigt, daß allein schon seine Wahl vielerorts die Hoffnung aufkommen ließ, der Friede werde gewahrt bleiben.

Mit dieser Annahme mutete man aber Dufour zu viel zu. Wenn schon er den Bürgerkrieg verabscheute, war er doch ein zu sachlicher

und pflichtbewußter Offizier, um in den Gang der Politik selbstherrlich einzugreifen. Vom frühen Studienalter an den exakten Wissenschaften und dem Militärwesen zugewandt, hatte *Wilhelm Heinrich Dufour*, aus calvinistischem Altgenfertum stammend, seine polytechnische Ausbildung in Frankreich genossen und in der napoleonischen Armee gedient, später als Oberingenieur in seiner Heimatstadt Genf gewirkt, worauf ihm die Eidgenossenschaft die Leitung der Militärschule in Thun sowie die Organisation des schweizerischen Bundesheeres übertrug und ihn bei der infolge der Julirevolution angeordneten Mobilisation zum Generalstabschef mit dem Titel eines Oberstquartiermeisters ernannte; als solchem unterstand ihm auch die topographische Aufnahme der Schweiz. Die hohe militärische Kompetenz des jetzt Sechzigjährigen lag bei Freund und Feind außer jeder Diskussion. Er hatte im Umgang mit Kameraden und Untergebenen eine natürliche Überlegenheit, die nicht betont zu werden brauchte. In dieser fachlichen Bewährung erschöpfte sich jedoch seine vielseitige Natur keineswegs. Was ihn weit über das Nur-Militärische hinaushob, waren seine gemüthhaften und charakterlichen Anlagen: Wohlwollen, Selbstlosigkeit, Maßhalten und die daraus fließenden bürgerlichen Tugenden der Gerechtigkeit, Einfachheit, Treue. In der harmonischen Verbindung dieser Elemente lag das Große, nur ihm Eigene. Daß es ihm nicht an energischer Entschlußkraft fehlte, hat er durch seine geschichtlichen Taten bewiesen. Und doch sind an ihm vor dem Feldzug Zeichen tiefster Niedergeschlagenheit beobachtet worden. Diese hatte ihren Grund aber nicht in Bangigkeit vor dem Ausgang des Krieges, sondern in seinen Gewissenszweifeln, ob ein Vorgehen mit den Waffen gegen die eidgenössischen Brüder gerechtfertigt sei. Was für Kämpfe er in seiner Brust auszutragen hatte, läßt sich nur ahnen, da er sich darüber nie direkt ausgesprochen hat, wie er denn überhaupt nicht gern überflüssige Worte machte. Seine sittlich-harmonische Art, seine am Christentum und der Antike geläuterte Humanität ließ von seiner Persönlichkeit einen milden Glanz ausstrahlen, an dem sich Generationen erquickt haben. Der einfache Wehrmann und Bürger sah im Kommandanten ein Stück bestes, höchstes Schweizertum verkörpert.

Obgleich er in seiner Jugend durch Schicksalsumstände Franzose geworden war, erschien doch jedermann seine Vaterlandsliebe zum schweizerischen Kleinstaat makellos. In einer seiner zahlreichen militärwissenschaftlichen Schriften hatte er ausgeführt:

«Die hochgemute Hingabe der Völker bleibt nie ohne Lohn; um diesen Preis allein dürfen sie hoffen, von der Schmach der Eroberung verschont zu bleiben, wie sie unvermeidlich den Nationen zustößt, in denen der Egoismus die Herzen erkalten ließ und die schwachgewordenen Arme sich nur noch erheben können, um Ketten aus der Hand des Siegers zu empfangen».

Wer derart über nationale Unabhängigkeit dachte, dessen Führung konnten sich die außenpolitisch so empfindlichen Radikalen ohne Vorbehalt fügen, auch jetzt, wo jederzeit die Einmischung des Auslandes drohte. Dagegen gaben Dufours innenpolitische Ansichten den Zwölferständen mehr zu denken. Ein einziger jedoch, der impetuose Henri Druet, versuchte, gegen Dufour den radikal abgestempelten Genfer Obersten Rilliet-de Constant auszuspielen. Dufour, dem jede Gewalttätigkeit, jeder Extremismus von links und rechts zuwider war, wollte unbedingt eine *Stellung über den Parteien* wahren und vermeiden, daß die Armee den Charakter eines Partei-Kampforgans annahm. Deshalb verlangte er mit unerschütterlicher Bestimmtheit, daß ihm allein die Wahl der Truppenführer zustehe, da er sich ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit nur mit den fähigsten Offizieren zu umgeben wünschte; ferner forderte er, daß er von dem Auftrag enthoben werde, die von Katholiken herrührenden Unruhen im Aargau und im St. Gallischen zu unterdrücken. Darob kam es beinahe zum Bruche mit der Tagsatzung. Schon hatte Dufour dem Präsidenten sein Ernennungsbrevet wieder ausgehändigt und den Saal der eidgenössischen Gesandten verlassen. Da gab die Tagsatzung, auch hierin gut beraten, nach, worauf der General den Eid leistete.

Zweifellos bedeutete die Annahme für ihn ein persönliches Opfer und kostete ihn eine große Selbstüberwindung. Aber schwerlich wird seinem Entschluß innere Unsicherheit, was er zu tun habe, vorausgegangen sein. Sein gerader Sinn wies ihm bloß einen Weg. Er selber hat später bekannt: «Es hieße, sich eine sonderbare Vorstellung von der militärischen Pflicht machen, wenn man es für möglich hielte, in schwierigen Lagen zwischen Annahme und Nichtannahme zu wählen. Ich wollte meine Pflicht erfüllen, so hart sie auch war, in ihrer ganzen Tragweite, und was auch vorfallen möchte, und hätte auch nur die Stimme eines vorwurfsfreien Gewissens für meine Handlungsweise gesprochen». In seiner *Zuschrift an die Tagsatzung* legte er die Prinzipien dar, nach denen er sich richten wolle:

Er werde sich niemals von den Grenzen der Mäßigung und Menschlichkeit entfernen, wenn es zum Äußersten kommen müsse; er werde nicht außer Augen lassen, daß der Streit zwischen Eidgenossen obwalte, er werde dem politischen Parteitreiben fernbleiben: «Mich ausschließlich auf meine militärischen Aufgaben beschränkend, werde ich mich bemühen, Ordnung und Disziplin bei den eidgenössischen Truppen aufrecht zu erhalten, darauf sehen, daß öffentliches und Privateigentum geschont und der katholische Kultus in seinen Geistlichen, Kirchen und religiösen Anstalten geschützt werde; daß überhaupt alles geschehe, um die von jedem Kriege unzertrennlichen Leiden zu mildern».

Als Generalstabschef wurde Dufour der aargauische Regierungsrat und *Oberst Friedrich Frey-Herosé* beigegeben, der mit ihm reibungslos zusammenarbeitete.

Während vor einigen Monaten noch die Volksabstimmung in den Zwölferkantonen einem Bürgerkrieg mehrheitlich ganz abgeneigt gewesen war, wandelte sie sich jetzt unter dem Eindruck der letzten Vorgänge weitgehend in eine Bereitschaft zum unvermeidlichen Losschlagen. Eine Kriegsbegeisterung aber, die aus den Ursprungstiefen des Volkes heraufgequollen wäre, fehlte. Abgesehen von den untätig abseits stehenden Ständen Neuenburg und Appenzell I.-Rh. gab es in Basel, St. Gallen, Graubünden, im Aargau, Tessin, Berner Jura und anderswo, besonders in katholischen Gebietsteilen, Bevölkerungen, die mit scheelem Blick die Kriegsrüstungen ihrer Kantonsregierungen verfolgten. Noch immer fühlte sich der Wehrmann in erster Linie als Verteidiger seines Kantons und war oft nur schwer zum Marschieren für nichtgesamteidgenössische Ziele zu bringen.

Dagegen scheint der Wille, den Krieg als etwas Notwendiges auf sich zu nehmen, das *Volk der Sonderbundsstände* stärker durchdrungen zu haben. Der gleiche Glaube und das Gefühl des Bedrohseins schufen hier eine Einheit des Abwehrentschlusses, welcher sich, von politischen Führern und der Geistlichkeit genährt, nicht selten zu fanatischem Trotz steigerte. Gelegentlich auftauchende Züge erinnern an die Religionskriege. Von der gottvertrauenden, demütfrohen Hingebung der Truppen und der Bevölkerung hat ein Inner-schweizer, der sein Volk nicht nur wegen der hier entfalteten Tugenden liebte, ein romantisch beschwingtes Bild entworfen:

«Da war eine allgemeine, tiefgehende, auf religiösen Motiven beruhende Begeisterung, bis in die entlegensten Hütten durch alle Stände und Alter. Alle Parteieidenschaften wurden vergessen, Tausende wallfahrteten betend zu den Gräbern der Heiligen, täglich empfingen Tausende die Sterbesakramente der katholischen Kirche; *ein Herz, eine Seele, ein Gefühl* verband Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, Greise und Jünglinge, zu dem *einen* Gedanken, alles zu wagen und zu dulden für die politische und religiöse Freiheit des Landes».

Weniger einheitlich sah es bei den Siebnerständen in der *obersten Führung* aus, wo es nun umgekehrt der Zwölfermehrheit gelungen war, durch genaue Abgrenzung der Befugnisse und Zentralisation der Gewalt ein einträchtiges Zusammenarbeiten zu erreichen. Auf sonderbündischer Seite jedoch hatte keine klare Ausscheidung der zivilen und militärischen Kompetenzen stattgefunden. Kriegsrat und Armeekommando waren in unglücklicher Gleichstellung einander nebengeordnet. Immer wieder schoben sich Spezialinteressen einzelner Kantone, die im Kriegsrat durch Regierungsmitglieder vertreten waren, in die Gesamtplanung und hinderten ein umfassend-einheitliches Disponieren und Handeln. Die regional auseinander-

flatternden Wünsche hätten nur durch eine kraftvolle militärische Führerpersönlichkeit zusammengerissen werden können, bei der vielfältigen Struktur der Schutzvereinigung eine doppelt nötige Aufgabe. *Schultheiß Siegwart*, der die erforderliche Unbeugsamkeit des Willens und durchgreifende Kraft besessen hätte, sah selber ein, daß es ihm an der militärischen Zuständigkeit gebrach. Aber vergeblich suchte er den Offizier, der ihm an Spannung des Geistes ebenbürtig gewesen wäre. Er erbat sich von Österreich einen überlegenen Feldherrn und warb monatelang um den Fürsten Friedrich von Schwarzenberg. Als sich diese Pläne nach zermürbenden Verhandlungen zerschlugen, wählte der vielköpfige Kriegsrat — mit einer gewissen Resignation — den Bündner *Johann Ulrich von Salis-Soglio* zum Oberkommandanten und gab ihm ebenfalls den Titel eines Generals.

Salis war, wie der um drei Jahre ältere Dufour, Protestant. Seine konservative Gesinnung, seine Vorliebe für kantonale Unabhängigkeit und Ursprünglichkeit altschweizerischen Staatslebens nahmen ihn — nicht als Programm einer Partei, sondern als Herzenssache — für den Sonderbund ein. Aus einer alten Kriegerfamilie gebürtig, hatte er schon als blutjunger Mann dem eidgenössischen Stab angehört, dann in einem bayrischen Regiment die Befreiungskriege mitgemacht und war hierauf in niederländische Dienste getreten. Als die Schweizer Regimenter abgedankt wurden, diente er in der national-holländischen Armee und zeichnete sich beim Abfall Brüssels durch große Uner-schrockenheit aus. Erst anfangs der Vierzigerjahre kehrte er in die Schweiz zurück; die Tagsatzung ernannte ihn zum Obersten und übertrug ihm den Befehl über die eidgenössischen Truppen in den Walliser Wirren, was ihn in den Augen der Radikalen zum reaktionären Parteimann stempelte.

Seiner Vergangenheit nach war dieser Berufsoffizier ein gewiegter Praktiker. Man hoffte viel von seiner Erfahrung, mit deren Hilfe der Befehlshaber die in der jeweiligen Situation zu treffenden Maßnahmen erkennt und durchzuführen versteht. Aber ihm fehlte sowohl die Fähigkeit zur selbständigen Gesamtkonzeption als auch zum gesammelten energischen Handeln. An seiner persönlichen Tapferkeit zweifelte niemand; sie ersetzte jedoch nicht militärtheoretisch vertiefte Bildung und die Intuition des Feldherrn. Was ihn menschlich anziehend machte, seine Liebenswürdigkeit und Aufrichtigkeit, schadete ihm militärisch: er war zu weich, zu vielen Einflüssen ausgesetzt, sprach zu freimütig von seinen geheimsten Plänen. Seine äußere Erscheinung, auf deren Glanz er viel Gewicht legte, vermochte die Soldaten hinzureißen; Näherstehende jedoch störte darin ein Tropfen Eitelkeit und Pose, im letzten Grunde vielleicht ein Zeichen seiner inneren Unsicherheit. Er beeindruckte mehr durch eine gewinnende Impulsivität, als daß er durch nüchterne Solidität überzeugte. Wie

die mehr emotionalen Naturen verfügte er auch nicht über die allen Widerwärtigkeiten gegenüber standhafte Beharrlichkeit; er hatte Momente verzagten Bedrücktseins und dann wieder verstiegenen Hoffens. Im Sturm kühle Umsicht zu bewahren, war nicht seine Sache. Bevor es noch zum Kampfe kam, hatten einige bereits das Vertrauen in den Oberanführer, ohne das ein Sieg nicht denkbar ist, verloren.

Als Generalstabschef hatte man ihm *Oberst Franz von Elgger*, den Besieger des zweiten Freischarenzuges, beigegeben. Diese warmblütige Haudegennatur voll stolzer Männlichkeit vertrug sich auf die Dauer schlecht mit dem General, wenn schon er ihm die schuldige Ehrerbietung nicht versagte; an wissenschaftlich-militärischem Können war er seinem Vorgesetzten überlegen. Er wollte unbedingt handeln, sehnte sich nach Taten, Taten zur Rettung seiner Adoptivheimat und zum Ruhm seiner Person. Das überschäumende Ungestüm seines Wesens drängte zur Offensive, stieß damit aber immer wieder auf die abwehrende Gebärde des Generals, der sich auf die absolute Defensive beschränken und den Angriff des Feindes in bewaffneten Stellungen erwarten wollte. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Sichbegrenzen auf die unbedingte Verteidigung in der Volksmeinung besser begründet war. Denn der Wehrmann, dem die Obrigkeit seine innerschweizerische Heimat immer wieder als bedroht in ihren heiligsten Gütern hingestellt hatte, wollte die heimische Scholle wohl mit dem Schwerte schützen, war aber für angriffsweises Vorgehen schwer einzunehmen, ganz abgesehen davon, daß die militärische und politische Organisation des Sonderbundes schnelle, überfallsmäßige Vorstöße wenig begünstigte. Aus Einsicht in die einzigen militärischen Erfolgsaussichten aber wünschten Siegwart, der Präsident des Kriegsrates, und Elgger die Vorteile einer Verteidigung auf der inneren Linie auszunutzen durch die Auslösung einer Offensive vor allem zwischen St. Urban und Zell in der Richtung gegen Bern und das Freiamt, ins Aufmarschgebiet des Gegners, bevor er noch in Schlachtlinie aufgestellt sei, um ihn durch Trennung zu schwächen und teilweise zu schlagen. Der Generalstabschef hatte seine Ansichten in einer Denkschrift niedergelegt, worin er auch die Vorverlegung der Landesverteidigung an die Kantonsgrenzen verlangte, drang aber damit nicht durch. Bis lange Jahre nach dem Krieg haben die Vertreter des Angriffsgedankens an der Richtigkeit ihrer Auffassung festgehalten und den Umstand, daß darauf nicht eingegangen worden sei, als ein Hauptmotiv der Niederlage betrachtet. Siegwarts aus Rechtsdoktrin und Realpolitik seltsam gemischten Gründe waren folgende: Der Aargau sei der Urheber aller Unruhe und der verwirrten Zustände in der Schweiz; er müsse daher zuerst angegriffen und über-rumpelt werden, müsse das Unrecht zuerst sühnen;

«im Aargau konnte man auf die Hälfte der Bevölkerung, auf einen ganzen zusammenhängenden Landesteil zählen; fällt man früh genug ein, so könnte man seine Kräfte durch die katholischen Milizen Aargaus vermehren, was für uns ein großer Gewinn sein würde; durch den Einfall und die Besetzung von Aargau würde man ein Glied von den Zwölfem ablösen, also die Mehrheit, welche für viele noch etwas Blendendes hatte, zerstören, und was das wichtigste, man würde Bern und Zürich voneinander trennen und sich von da aus rechts oder links schlagen und einen Teil des Feindes zerstreuen können; endlich war noch einer meiner Gründe, daß in den früheren Religionskriegen die fünf Kantone jedesmal die Freiamter besetzt haben».

Was Siegwart und Elgger dem General vorwarfen, war nicht so sehr sein Sichversteifen auf passive Verteidigung, als vielmehr das Fehlen eines ausgearbeiteten Organisationsplanes; dieser war nur im Groben entworfen. Salis hatte dem Kriegsrat auseinandergesetzt, daß bei den militärischen Operationen des Sonderbundsheeres

«nicht etwa ein Kordonsystem, das allenthalben die Grenzen zu decken suchte, angenommen, sondern daß mit Massen, die auf strategischen Punkten gesammelt werden, agiert werde».

Sein Entschluß scheint dahin gegangen zu sein, erst im Reuß-Emme-Abschnitt mit aller Macht Widerstand zu leisten, das Vorgelände jedoch kaum zu verteidigen. Glaubwürdigen Zeugen zufolge war er nicht einmal darauf bedacht, sich dort in einen gehörigen Verteidigungszustand zu setzen. So spaltete also von Anfang an eine große prinzipielle Meinungsverschiedenheit die Sonderbündischen, was ihre Aktionen lähmen und sie in der Bewältigung ihrer ohnehin überaus schwierigen Aufgabe hemmen mußte.

Seine Absichten soll Salis recht arglos und unvorsichtig vor beliebigen Ohrenzeugen ausgepackt haben, während Dufour mehrfach bestätigt, er habe seine Pläne niemandem anvertraut. Sie waren sein eigenstes Geistesgut, erwachsen sowohl aus den politischen als auch aus den militärisch-geographischen Voraussetzungen. Die gegnerische Partei, die Dufour zu überwinden hatte, war in drei ungleiche Blöcke getrennt. Am bedeutendsten stellte sich wegen ihrer Größe und zentralen Lage die Gruppe der fünf innerschweizerischen Kantone mit der Hauptstadt Luzern dar. Von hier aus konnte der Feind mit starken Streitkräften gegen die ihn würgende Umklammerung vorstoßen. Den zweiten Block bildete das Hochgebirgstal des Wallis, mit der Innerschweiz nur durch die Furka verbunden. Ganz losgelöst von sonderbündischem Gebiet, mitten im Lande der Zwölfermehrheit, befand sich Freiburg; weder aus der Innerschweiz noch aus dem Wallis bestand eine Möglichkeit, ihm direkten Entsatz zukommen zu lassen.

Es konnte — wenn es stark und mutig genug war — den Zwölfem lästig werden, indem es die Verbindung zwischen Bern und Lausanne durchschnitt.

Dufour ließ sich in seinen Kombinationen durch gar keine Neben-erwägungen lokalpolitischer oder parteimäßiger Art von seinem Hauptziel, der Überwindung der innerschweizerischen Position, ablenken. Das Wallis rückte er zunächst ganz beiseite, ließ es nur durch die erste Division beobachten und wandte sein vorzüglichstes Augenmerk zunächst *Freiburg* zu. Seine Überlegungen und Berechnungen hat er selber später dargelegt: Er habe erstens vorausgesehen, daß er diesen Kanton wegen seiner Isoliertheit leichter als die anderen bewältigen könne und gedacht, daß ein erster Erfolg auch andere herbeiführen werde. Zweitens habe er durch Besetzung Freiburgs das nahe gelegene Bern, wo die Tagsatzung versammelt war, befreien wollen. Drittens sei er darauf ausgegangen, den rechten Flügel seiner Armee mit dem Zentrum zu verbinden und so eine weitere Konzentration zu ermöglichen. Viertens habe er beabsichtigt, mit dem gleichen Schlage das Wallis zu lähmen, das seine Verbindungen mit den andern Sonderbundskantonen dann auf den engen Furkapaß beschränkt sah. Und endlich habe er geplant, durch die Einnahme Freiburgs die Besorgnisse aufzuheben, die aus Symptomen der Unzufriedenheit in allen Teilen der Schweiz entstanden seien, und damit jedem beunruhigenden Zweifel ein Ende zu machen. Dufour wollte also den Rücken frei haben, bevor er zur Eroberung der Innerschweiz schritt. Am Ende erst sollte dann auch das Wallis erledigt werden.

Nach diesem *wohlausgewogenen Gesamtplan*, der alles ins Auge faßte, was vorausberechnet werden konnte, jedoch so elastisch blieb, daß auch Unvorhergesehenes darin Platz hatte, postierte Dufour ohne jede Nervosität seine Truppen. Er mußte sie zunächst so verteilen, daß einerseits in den Zwölferkantonen keine Unordnung entstand, andererseits der Gegner eingeschlossen blieb. Mit vier Divisionen umstellte er in großem Bogen von Freiburg bis an den oberen Zürichsee das weite Gebiet von sechs gegnerischen Kantonen, mit der ersten Division riegelte er Freiburg gegen Süden ab und setzte den Ausgang des Wallis unter Kontrolle, und mit der sechsten Division hielt er einen Schild gegen Süden. Neben den sechs eidgenössischen Divisionen wurde einer Berner Reservedivision der Schutz des Oberlandes zugewiesen.

Den Plan, Freiburg durch einen Ausfall aus dem innerschweizerischen Raum Entlastung zu verschaffen, scheint Salis, trotz eindringlicher Empfehlung durch den Kriegsratspräsidenten, nie ernsthaft erwogen zu haben. Es bestanden von Anfang an infolge kleinlichen Mißtrauens *Spannungen* zwischen ihm und dem Freiburger Komman-

danten Maillardo, so daß eine Verständigung nur schwer zustande kam. Der Sonderbund überließ es völlig den Wallisern, über den Sanetsch und von St. Maurice aus den Freiburgern durch eine Ueberumpelung der Waadtländer Hilfe zu bringen. Maillardo beschränkte sich auf eine Verteidigung der Kantonshauptstadt und umgab sie mit einer dichten Defensionslinie.

An Gesamtzahl stand die *sonderbündische Armee* mit ihren fast 79 000 Mann dem *Tagsatzungsheer* von rund 99 000 Mann nach. Dieser Unterschied fällt zu Ungunsten der Schutzvereinigung noch mehr ins Gewicht, wenn man nur die ausgebildete Mannschaft der beiden Gegner miteinander vergleicht. Auch mit Spezialtruppen war der Sonderbund schlechter versehen.

Man hat sich gewundert, daß angesichts dieses Kräfteverhältnisses, dieser numerischen und materiellen Überlegenheit der Tagsatzungsarmee, der Sonderbund noch ernsthaft an Sieg denken konnte. Das scheint jedoch nicht absonderlich; denn die Gunst Bellonens war von jeher wandelbar und das Kriegsglück nicht zu errechnen. Die Sonderbündischen erinnerten sich, wie in der schweizerischen Vergangenheit sehr oft große Siege mit Minderheitsheeren erfochten worden waren. Warum sollte, was früher möglich war, jetzt nicht mehr sein? Man war sich überdies bewußt, daß mit einem aus verschiedenen Kontingenttruppen zusammengewürfelten Heere ein Angriffskrieg, wie ihn die Zwölfer vorhatten, schwer durchzuführen war. Viele hofften zudem, nur solange durchhalten zu müssen, bis *das Ausland* eingreife; daß diese Gefahr drohend vor der Türe stand, erkannten auch die Radikalen. Und schließlich, wenn alles fehl schlug, blieb den religiös bestimmten Innerschweizern immer noch der Glaube an ein Rettungswunder im letzten Augenblick.

Die Zwölfermehrheit war vor Ausbruch des Krieges gar nicht so sehr siegesgewiß, wie sie sich etwa den Anschein geben wollte. Dufour blieb zwar zuversichtlich und scheint von Anfang an mit einem Erfolg gerechnet zu haben. Seine Sorge war bloß, dieser möge bald eintreten und durchschlagend sein, um den Bürgerkrieg abzukürzen und ein Gemetzel zu vermeiden. Den Soldaten erklärte er in seinem ersten Tagesbefehl:

«Wenn alles so geht, wie ich es hoffe, so wird der Feldzug nicht lange dauern, und Ihr werdet an Euren heimatlichen Herd mit der Genugtuung zurückkehren, eine große Aufgabe erfüllt und dem Vaterlande einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, indem Ihr dasselbe in den Stand gesetzt, im Notfall seiner Unabhängigkeit und Neutralität Achtung zu verschaffen».

Dufours hier ausgesprochene Hoffnung erfüllte sich in allen Teilen aufs schönste. Der *Ablauf des Feldzuges* hat sich wie kaum ein an-

deres Ereignis helvetischer Vergangenheit in das geschichtliche Bewußtsein des Schweizers gesenkt — dank auch der sachlich eindrucklichen Darstellung aus der Feder des Generals selbst, einem bewußt gestalteten Gegenstück zu Julius Caesars *Bellum civile*.

Noch nie hatte die Eidgenossenschaft bei innern Zwistigkeiten so große Truppenmengen ins Feld gestellt; und doch war dieser Bürgerkrieg nicht zum mörderischen Bruderkampf ausgeartet. Mit seinen *104 Toten, 374 Verwundeten* und seinen *geringen Sachschäden* stand er weit hinter den Verlusten der Kappeler und Villmerger Kriege zurück, ganz zu schweigen von den Kämpfen bei der Franzoseninvasion im Jahre 1798. Die *Raschheit des Verlaufs* — der Feldzug währte keinen ganzen Monat — hat viel dazu beigetragen, daß die schwelenden politischen Leidenschaften nicht zur hohen Flamme auflodern konnten, und zudem kam der schnelle Abschluß einer Intervention der Großmächte zuvor. All dies war weitgehend das Verdienst Dufours. Unter seiner Führungskunst hatte der Bürgerkrieg den Charakter einer *«bloßen großartigen militärischen Demonstration»* angenommen, wie ein liberal-konservativer Zeitgenosse bewundernd schrieb. Dufours wiederholte Ermahnungen an die Truppen, die gegnerische Bevölkerung zu schonen, gewann ihm die Herzen auch der Unterlegenen. Vertreter der Sonderbundsstände haben sich dem von der Tagsatzung ausgesprochenen Dank des Vaterlandes angeschlossen und erklärten, sowohl die Armee als der General hätten nicht als Sieger die Überwundenen heimgesucht, sondern seien als Brüder ihren Miteidgenossen entgegengekommen. Es gereichte Dufour zur hohen Ehre, daß er mit der ihm anvertrauten Waffe dem eidgenössischen Staatskörper nicht neue Wunden geschlagen, sondern vorhandene geheilt hatte. Ausfluß der angebahnten Versöhnung war es, daß Luzern die in seinem Zeughaus mit Stolz aufbewahrten Waffen Zwinglis dessen Heimatstadt Zürich als Zeichen *«freundeidgenössischen Entgegenkommens»* übergab. Aber nicht nur als siegreicher Feldherr wurde Dufour gefeiert, sondern ebenso sehr als Symbol freiheitlich-nationaler Unabhängigkeit. Hierin stimmte auch das Ausland begeistert ein. Jacob Burckhardt schrieb aus Rom, vor dem Schweizer Konsulat habe eine große Volksmenge Dufour hochleben lassen. Und die Leipziger führten in einem Konzert einen zu Ehren General Dufours komponierten Marsch auf. Der schweizerische Waffengang wurde allgemein als Sensation empfunden, schon deshalb, weil Europa seit einer Generation keinen eigenen Krieg mehr erlebt hatte. Man stellte im Ausland mit einiger Überraschung fest, daß die kriegerische Veranlagung des Schweizers nicht geschwunden, daß dieses freiheitsliebende Volk wehrhaft geblieben war; seine Milizarmee durfte sich neben den modernen stehenden Heeren sehen lassen.